



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Auch für Spahn?

Für ihn und für die andern. Bei den Katholiken giebt es voraussetzungslose Forschung und Lehre nur auf einem begrenzten Gebiet, bei den Protestanten fällt diese Grenze weg. Der Leitende wie der Forschende, der Hörende wie der Lehrende weiß, woran er ist.

Und bis ganz, ganz oben hinauf geht der Wunsch auch?

Da hinauf geht er erst recht, damit er sich ein wenig schont und sein Lebenslicht nicht von beiden Enden auf einmal abbrennt. Er soll an seine Deutschen denken: die brauchen ihn weiter.

Darauf trinken wir eins, wie es im Bernsdorfer Komment heißt.

Prosit Neujahr! Maßhalten . . .

Und hübsch der eine dem andern was vorkommen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Volkströmung. Gelegentlich wird den Grenzboten vorgeworfen, daß sie vollstümlichen Strömungen zu wenig Verständnis entgegenbrächten, z. B. in der Burenfrage, und daß sie dem Kaiser zu viel Vertrauen schenkten. Wenn sie kein eigentlich populäres Blatt sind, wenn ihnen zuweilen auch der geradezu komische Vorwurf gemacht wird, sie seien nicht „objektiv,“ so beruht das teilweise auf dieser ihrer Stellung zu den „Volkströmungen“ und zum Kaiser. In dieser letzten Beziehung stellen sie die schlichte Frage: Wem sollen sie denn größeres Vertrauen schenken, als eben dem Kaiser? Etwa den Herren Lieber, Kanitz, Sattler, Richter, Bebel usw.? Gewiß sind das alles ganz tüchtige Männer, aber als Autoritäten wiegen sie uns nicht schwer genug, und sie verfolgen doch auch recht verschiedene Ziele. Also quid sequar aut quem? Oder sollen wir den Schatten des Fürsten Bismarck befragen und uns die selbstverständliche Antwort holen: „Jede Zeit macht ihre Politik; ich habe nur die meiner Zeit gemacht, macht ihr die eure?“ Beim Kaiser sehen wir, daß er in den großen Fragen das Richtige will, beharrlich, mit Anspannung aller Kräfte will, und daß er schon manches erreicht hat; in jedem einzelnen Falle über die angewandten Mittel abzusprechen, maßen wir uns nicht an, weil wir über seine Beweggründe nicht besser unterrichtet sind als andre Leute, die es allerdings trotzdem thun. Und ist es wirklich das Lebensgesetz einer Zeitschrift für gebildete Leser, den Strömungen der öffentlichen Meinung unbesehen zu folgen? Für ihren Absatz, ihre Verbreitung wäre es vielleicht zweckmäßig, für ihren innern Gehalt ganz gewiß nur verderblich. Denn solche Strömungen entstehen niemals aus ruhiger, sachlicher Erwägung, sie sind überhaupt nicht Sache des verstandesmäßigen Urteils, sondern des Gefühls, der Gewohnheit, der Phantasie. Sie verdienen natürlich Beachtung, namentlich wenn sie sehr stark sind, denn gleichgiltig ist die Volksmeinung niemals, auch für den praktischen Politiker nicht, weil sie seine Arbeit ebensowohl erschweren als fördern kann, und sie hat auch immer ihren berechtigten Kern; nur soll man nicht fordern, eine Zeitschrift, die von selbständig denkenden und unabhängigen Männern gemacht wird, solle der Volksstimmung nur deshalb folgen, weil sie eben die Volksstimmung ist: Vox populi vox dei! Es ist allerdings ganz erstaunlich, wie wenig Leute, wie wenig sogar gebildete, ja wissenschaftlich gebildete Männer es giebt, die imstande sind, einer starken Strömung zu widerstehen oder auch nur sich nicht von ihr fortreißen zu lassen. Es steckt viel Herdenatur im Menschen; springt ein Leithammel voran, so laufen ihm eben die meisten nach, ohne nach rechts und links zu sehen. Sogar Schlagworte, die bei schärferer Beleuchtung in nichts zerfließen, locken auch solche unwiderstehlich, die sonst stolz auf die Selbständigkeit ihres Denkens sind.

Uns Deutschen ist das alles ganz besonders gefährlich, denn wir sind durch-

aus keine Phlegmatiker und noch viel weniger rechnende Verstandesmenschen, sondern, wie H. von Treitschke einmal mit Recht sagt, „das leidenschaftlichste der Völker,“ das alles sofort mit dem Gemüt erfasst und dann ruhigen Erwägungen sehr schwer zugänglich ist. Darin liegt unsre Stärke und unsre Schwäche, unser auffallender Mangel an staatenbildender und staatenerhaltender Kraft, mit einem Worte unsre geringe politische Befähigung. Wer aus eigener Erfahrung einige Jahrzehnte zurücksehen kann — denn kein historischer Bericht giebt hier ein völlig zutreffendes Bild, weil es sich um Stimmungen handelt, die sich auch in der Erinnerung abschwächen und allmählich verschwinden —, der denkt nicht ohne Erschütterung und Beschämung daran, wie in den letzten fünfzig bis sechzig Jahren die vox populi in Deutschland fast regelmäßig das Falsche stürmisch verlangt und das „Kreuzige“ über jeden gerufen hat, der ihr widersprach, ja wie er wahrscheinlich selbst mit den andern geirrt und mit ihnen das „Kreuzige“ gerufen hat; denn die Unfähigkeit, die Gesinnung einer andern Partei, obwohl man sie bekämpfen muß, wenigstens soweit zu würdigen, daß man sie nicht auf sittliche Verirrungen zurückführt, nicht den Gegner für schlecht und eigennützig hält, statt nur für einfältig, verbindet sich fast immer mit dem leidenschaftlichen Eifer für die eigne Sache, und dieser macht in Deutschland gar keinen Unterschied zwischen dem Fremden und dem Landsmann. In den Jahren 1848/49 war die deutsche Volksströmung in dem „Professorenparlament“ von Frankfurt und außerhalb für den deutschen Bundesstaat auf dem Boden der Volkssouveränität und „breitester demokratischer Grundlage,“ womöglich mit Einschluß Deutsch-Österreichs; 1859 begeisterten wir uns für die Behauptung der österreichischen Fremdherrschaft über Italien als für einen nationalen Kampf und wollten den Italienern das Recht, das wir doch für uns selbst in Anspruch nahmen, einen unabhängigen Nationalstaat zu bilden, nicht einräumen; 1863/64 schwärmte alles für das Erbrecht Friedrichs von Augustenburg in Schleswig-Holstein und schimpfte auf Preußens Eigennutz und Unehrllichkeit, ohne (sogar nach der Entscheidung) sehen zu wollen, daß die Eroberung der Herzogtümer für Deutschland die Hauptsache war, und nicht der obendrein bestrittene Anspruch eines kleinen Fürstenhauses. In denselben Jahren tobte das ganze liberale Deutschland gegen die „Reaktion“ in Preußen, gegen König Wilhelm und Bismarck, die mit jedem erdenklichen Schimpf beworfen wurden, weil man nicht sah, daß nur ein waffengewaltiges Preußen, ein starkes Königtum die deutsche Frage lösen konnte, und noch im Jahre 1866 war die Volksstimmung außerhalb Preußens durchaus preußenfeindlich, begeisterte sich zwar nicht für den oft verhöhten Bundesstag, wollte aber von einer preussischen Lösung der deutschen Frage, der einzigen noch möglichen, nichts wissen, ohne natürlich zu wissen, was man selbst wollte. Ja noch 1886, als wir die politischen Kinderschuhe eigentlich hätten abgelegt haben können, erhitzen wir uns für Alexander von Bulgarien derart, daß wir es dem Fürsten Bismarck sehr verdachten, als er sich um des „Battenbergers“ willen nicht mit Rußland überwerfen wollte.

Wir geben dabei zweierlei ohne weiteres zu. Erklären läßt sich zunächst die Volksstimmung in jedem der angeführten Fälle. Die Regierungen hatten sich 1848 alle so schwach gezeigt, daß sie der Anwendung des von Frankreich herübergeschleppten populären Prinzips der Volkssouveränität auf die Neugestaltung der deutschen Reichsverfassung gar keinen Widerstand leisten zu können schienen; der Fehler war nur, daß man alles Ernstes noch daran festhielt, als sich schon herausgestellt hatte, daß sie viel stärker seien, als man gedacht hatte, und doch — mit einigen Ausnahmen — vor der offenen Revolution zurückschreckte. Die Parteinahme für Österreich im Jahre 1859 ergab sich aus dem alten Mißtrauen gegen Frankreich, gegen das Österreich als Vorkämpfer aufzutreten schien. Die Einsetzung Friedrichs von Augustenburg galt 1863/64 als das einzige Mittel, Schleswig-Holstein von Dänemark zu lösen, und die preussische Politik stand wegen ihrer kläglichen Haltung in den Jahren 1850/52 mit Recht im allerschlechtesten Andenken. Im preussischen „Konflikt“ handelte es sich, wie man meinte, um die Behauptung der Verfassung gegen den

Reaktionsversuch eines starren Junkers und eines sehr unpopulären Königs, und vornehmlich aus demselben Grunde verhielt man sich 1866 gegen die deutsche Politik Preußens ablehnend. Und 1886 war Fürst Alexander schließlich ein Deutscher, der Held von Sliwniza und das Opfer gemeiner, undankbarer Schurken. Ebenso steckte in allen diesen Volksbewegungen immer ein an sich berechtigter Kern: 1848/49 die Herstellung der deutschen Einheit, 1859 die Abwehr des französischen Übergewichts, 1863 die Trennung Schleswig-Holsteins von Dänemark, in der Konfliktzeit die Wahrung der Verfassung, die freilich im Ernste gar nicht von der Krone, sondern von der Fortschrittspartei bedroht war, 1866 die Abneigung gegen einen Bürgerkrieg zu Gunsten eines unpopulären Regiments, 1886 die Sympathie für einen glänzend erprobten und niederträchtig mißhandelten Fürsten. Man wird aber sagen können: das, was in allen diesen Fällen die „Volksströmung“ wesentlich bestimmte, das waren viel weniger politische Erwägungen, als sittliche Empfindungen, Sympathien für das, was man für recht, Zorn über das, was man für unrecht hielt, also an sich sehr ehrenwerte Beweggründe. Was wäre nun geworden, wenn diese Volksstimmungen unsere Politik bestimmt hätten? Wir hätten 1849 eine Reichsverfassung erhalten, nach der der Kaiser nicht neben und nicht über dem Reichstage gestanden hätte, sondern kraft seines nur suspensiven Vetos unter ihm, die also die ganze Politik dem in Deutschland doppelt unberechenbaren Spiele der Parteien im Reichstage preisgegeben hätte. Wenn wir 1859 für Österreich das Schwert gezogen hätten, so wäre Frankreich wahrscheinlich besiegt, aber auch die uns notwendige Einheit Italiens verhindert, der wankende klerikale Absolutismus in Österreich befestigt worden. Wir hätten 1863/64 einen neuen Kleinstaat an einer gefährdeten Grenze geschaffen, der die Macht Deutschlands nicht gestärkt, sondern geschwächt hätte, in Preußen wäre aus dem Siege der Fortschrittspartei ein der Verfassung widersprechendes, parlamentarisches, also machtloses Königtum hervorgegangen, das zu einer energischen deutschen Politik unfähig gewesen wäre; und wäre 1866 die österreichisch-mittelstaatliche Politik siegreich geblieben, Preußen unterlegen, außerdem etwa um Schlesien und seine altmärkischen Bünde, Westfalen und die Altmark verkleinert worden, wie es der blinde Haß seiner Feinde verlangte, so bestünde heute noch ein loser, zwieträchtiger, also ohnmächtiger Staatenbund, und das linke Rheinufer wäre vermutlich französisch. Das alles sind nicht etwa wüste Phantasien, sondern die nüchternen, schlichten Folgerungen aus dem, was damals die „Volksstimmung“ als das allein Richtige und Gerechte stürmisch verlangte.

Es ist eben nicht anders: auch dann, wenn sich Strömungen derart erklären lassen, sogar sittlich ehrenhaft sind, ja wenn ihr Kern an sich berechtigt ist, sie werden und dürfen ihr Ziel nicht erreichen, wenn sie es falsch gestellt haben und falsche oder ungangbare Wege einschlagen, wenn ihnen starke Staatsinteressen entgegenstehen, wie es bei allen diesen Gelegenheiten der Fall war. Sie erreichten 1870 so gut wie 1813 ihr Ziel, einmal die Befreiung vom fremden Joch, dann die Abwehr eines unberechtigten fremden Einspruchs in unsere nationale Entwicklung, weil hier das Staatsinteresse dasselbe Ziel verfolgte, der Weg dahin ganz klar lag, und die Regierungspolitik von der volkstümlichen Strömung gefördert wurde.

Nach solchen Erfahrungen ist es doch offenbar die Pflicht einer besonnenen patriotischen Presse, ganz besonders in Deutschland, der „Volksströmung“ nicht unbesonnen zu folgen, nur eben weil es die Volksströmung ist, und noch weniger tönenden Schlagworten nachzulaufen, nur weil sie gelegentlich von einem bedeutenden Manne ausgesprochen werden. Nicht darauf kommt es an, sondern darauf, ob das Schlagwort begründet, ob die Volksströmung politisch berechtigt und auf dem richtigen Wege ist. Das zu beurteilen ist die Sache ruhiger Erwägung, nicht leidenschaftlicher Aufwallung und donnernder Resolutionen, von denen wir z. B. 1863/64 gerade genug erlebt haben, daß wir für alle Zeiten von dem Glauben an sie geheilt sein könnten. In diesem Sinne haben die Grenzboten ihre Aufgabe immer verstanden und werden sie immer in diesem Sinne zu lösen suchen. *

Eine entladne Seele. Auf den Kopf der deutschen Bevölkerung kommen jährlich nach Professor Forels Berechnung gegenwärtig 564 Liter Bier, was nach Abzug der vielen Kinder und Frauen und der immerhin doch auch vorhandenen Männer, die überhaupt keins trinken, für die wirklichen Biertrinker wohl so ziemlich das doppelte Quantum ausmachen dürfte. Diese drei Liter täglich, wenn das Exempel richtig ist, geben allerlei zu denken. Manchem wird es tröstlich sein, daß sie wenigstens kein Schnaps sind. Aber einem haben sie geradezu Freude gemacht, sodaß er darüber einen Lobgesang anstimmt, aus dem wir einige Stellen hierhersetzen: Wo ist der Grund der merkwürdigen Harmonie und Ausgeglichenheit in der Bevölkerung und in dem Leben Münchens, das wie eine grüne Oase aus der Dekadence des umgebenden Europas hervorleuchtet? So paradox es klingt, das Bier ist der große Ausgleicher. Den allzu unbewußten, instinktiven, beschränkten Menschen stachelt es zur Thatkraft auf, und den allzu bewußten, nervösen Gehirnmenschen des fin de siècle entlastet es von dem Übergewicht des Denkens und macht ihn wieder zur That fähig. Nirgends fand ich so viel Tugenden der Gesundheit, als da sind Einheitslichkeit, Mut, Einsicht und Lebenslust, Verständnis und Liebe auch für das Andersgeartete und Höflichkeit, wie bei dem Münchner — Kraft und dabei doch ein heiterer, fast buddhistischer Gleichmut sind die Grundzüge seines Charakters. Der deutsche Nationaltrank hat das Volk in Gesundheit, Jugend und Kraft erhalten. Man möchte der ganzen deutschen Nation zurufen: In his signis vince!

Die Modernen Essays von Max Messer (Dresden und Leipzig, Carl Reißner) handeln von sehr vielerlei, z. B. von Max Stirner, dem Luther des Individualismus, von Ricarda Huch, die nach dem Erlebnis riecht (daß dich!), und der Verfasser, der sie als Zwanzigjähriger zu schreiben anfang, um seine tief empfindende und begeisterungsvolle Seele zu entladen, hat sie nun, im ganzen dreißig, in chronologischer Folge geordnet, herausgegeben, weil er damit etwas zu vollbringen glaubte, was in unsrer Zeit der dekadenten Skepsis und Gefühlsmüdigkeit des Dankes wert sei. Einst hat er sich von dem Duft des Modernen berauschen lassen und neue, ungewohnte Kulturen gesucht; jetzt möchte er, klar und nüchtern geworden, ein Bild seiner eignen Entwicklung und vielleicht auch der litterarischen Strömungen seiner Zeit geben. — Da die Entladung nach der frühesten Jahrszahl 1895 begonnen hat, er selbst also jetzt sechsundzwanzig Jahre alt sein wird, so hat er noch genügend Zeit vor sich, seine Seele, ehe er sie aufs neue entladet, zu weiterer Nüchternheit und Klarheit zu entwickeln.

Der Moralkodex eines „Herausgebers.“ In dem neu erschienenen englischen Informationslexikon, das den Titel What's What? führt, ist der Moralkodex eines englischen Zeitungs- oder Zeitschriftenherausgebers durch folgende auf ihn und sein Werk gehende Sentenzen charakterisiert, die wir der Academy entnehmen: Alle Artikel sind zu lang, und die meisten wären besser nicht geschrieben. — Man giebt besser Neuigkeiten als Ansichten. — Nur keine Artikelserien. — Jede Kritik ist verdächtig und bleibt besser weg. — Die Beiträge sollen ja nicht persönlich sein; das ist das Privilegium des Herausgebers oder Chefredakteurs. — Ein Herausgeber argumentiert nicht, er behauptet. — Jeder Beitragende muß hie und da sich einen Strich gefallen lassen; das ist Machtausdruck. — Ein Herausgeber muß brummig sein; das gehört zum Geschäft. — Der Herausgeber muß unsichtbar sein, außer wenn er ein bestimmtes Rendezvous giebt, und auch dann braucht er es nicht immer einzuhalten. — Herausgeber haben Feinde, doch keine Freunde; die ersten sind Menschen vom niedrigsten Charakter, die zweiten wären Engel: wenn sie existierten. — Jede Zeitung hat die Beiträge, die sie verdient. — Einem Mitarbeiter soll man immer danken, doch niemals ihn loben. — Das Urtheil eines Chefredakteurs ist unfehlbar; nur seiner Feder passiert hie und da einmal etwas. — Entschuldige dich niemals: außer mit Invektiven. — Fehler sind unvermeidlich, Irrthümer entschuldbar, aber es ist nicht zu verstehen, wenn auf

der Gegenseite so etwas geschieht. — Die Gesetze über Beleidigung durch die Presse muß man durchaus kennen. — Empfange nie einen geistlichen Herrn, einen Erfinder oder Erzieher und laß dir keine Gefälligkeiten erweisen. — Sei liberal mit deinen guten und knickrig mit deinen schlechten Mitarbeitern. — Sei grob mit deinen Hilfsarbeitern, aber so, daß es niemand hört. — Habe zwei oder wenigstens einen Tag in der Woche, an dem du prinzipiell nichts mehr annehmen kannst. — Lies die Zeitungen aus der Provinz. — Sieh genau acht, was in einer Konkurrenzzeitung steht, aber zitiere sie nicht. — Schaff dir einen Papierkorb wie einen Schiffskessel, die Konstitution eines Pferdes, einen Drehstuhl und ein Herz wie einen Granitmeißenstein an!

m.

Lohndiener. Eine der komischen Seiten unsers Gesellschaftslebens ist die Handwerksmäßigkeit, mit der die Geselligkeit abgemacht wird. Man ist verpflichtet, in feierlichem Aufzug bei einer Anzahl Diners zu erscheinen, zu denen sich ein gewisser Kreis verpflichtet fühlt, und man ist selbstverständlich auch verpflichtet, die Mitglieder dieses Kreises in eben so feierlichem Aufzug bei sich zu empfangen. Man setzt sich feierlich an die feierliche Tafel zu dem stereotypen von dem von allen benutzten Stadtkoch bereiteten Menu, und wird feierlich von denselben Lohndienern bedient, die alle benutzen — den Männern, mit denen nach und nach die ganze Stadt auf vertraulichen Fuß gekommen ist: sie sind eigentlich überall die wirklichen Hausherrn; man weiß ja manchmal selbst nicht recht, ist man bei sich oder bei einem der andern, und was wird auf den Tisch kommen? Die Seele der ewig gleichbleibenden Suite ist der Lohndiener; er hat vor dem Diner dirigiert und dirigiert das Diner. Und er thut es bei Kunz wie bei mir, und bei mir wie bei Kunz mit derselben vertraulichen Feierlichkeit. Wir langweilen uns und sind froh, endlich die Damen sich selbst überlassen und ins Rauchzimmer hinüber zu können. Aber wir sind zufrieden mit dieser Lohndienergesellschaft. Wir brauchen nichts zu denken, der praktische Mann thut es ja für uns, und er weiß es am besten, wie er jeweilig Variationen in das mühsame Menu bringen kann.

So ist es auch bei den Zeitschriften. Jedermann fühlt sich verpflichtet, eine neue herauszugeben, immer für dieselben Gesellschaftskreise; das Menu ist überall so ziemlich dasselbe, wie bei einem gewisse Grenzen einhaltenden normalen Diner. Und es wird immer von denselben Lohndienern aufgewartet. Man muß lachen, wenn man die Menus, d. h. die Prospekte der in jedem Quartal neu auftauchenden Monats- und Wochenschriften in die Hand bekommt, überall derselbe Schnarren, überall dieselben Köche, überall dieselben alten ausgeschüttelten Handwerkslitteraten mit ihrem geschäftigen Nachwuchs, die mit feierlicher Miene oder als alte Bekannte mit vertraulichem Augenzwinkern ihren alten Kohl oder ihre pikanten Saucischen servieren. Sie sind da, wo sie bezahlt werden, und sind überall, wo etwas bezahlt wird. Sie wollen gar nicht Meinungen und Überzeugungen zu Markte tragen, und springen nicht vor, um in einem Kampfe zu siegen oder zu sterben, wo es ein Recht festzuhalten oder ein Ideal durchzusetzen gilt; sie bieten nur ihre übliche Ware feil, mit oder ohne neuen Aufputz, aber immer mit neuen Sprachdummheiten. Das Publikum ist ja so vertrauensselig, daß es Namen, die es immer und überall wieder liest, zuletzt für berühmte Namen hält; das Publikum, das nicht alle wird, nimmt ja andächtig alles hin, was schwarz auf weiß dasteht — es muß ja wohl wahr sein, denn es steht ja gedruckt! Höchstens fragt man sich wie im Restaurant, ist es ein Diner für 3 Mark oder für 2 Mark? — das Was nimmt man eben hin, schwelgt oder nimmt fürlieb, je nachdem. Natürlich spielt doch der Preis eine Rolle; Gedrucktes für 3 Mark oder Gedrucktes für 2 Mark — das Billigere hat immer seinen Vorzug. Vielleicht schmeckt es fad, aber man ist doch verpflichtet, etwas für die Bildung zu thun, und wenn man sie da sucht, wo sie billig ist und vielleicht sogar mit Autotypien garniert, erfüllt man nur seine Hausvaterpflicht. Schließlich ist man sogar froh, wenn man als gehefter Mann seiner litterarischen Bildungspflicht einigermaßen genügt hat

und sich aus der Langweile des mit Respekt zu genießenden und anstrengenden Revue-salons in das Rauchzimmer der Wigblätter mit oder ohne pikante Reize zurückziehen kann, und wundert sich höchstens, daß der Kladderadatsch, der keine berühmten Namen unter seine Verse und Satiren setzt, immer noch der Geheiteste davon ist.

Literatur

Eine Orientreise, geschildert und illustriert von Hermann Götz. Leipzig, E. A. Seemann, 1901

Ein hinterlassenes Werk des frühverstorbenen Direktors der Karlsruher Kunstgewerbeschule. Götz war ein feiner, künstlerisch begabter Beobachter, und so zeigt er sich auch in diesem Buche als trefflicher Schilderer und Erzähler. So oft auch schon die Eindrücke des Morgenlandes beschrieben worden sind, einem Künstler mit so geschultem Form- und Farbensinn, mit so schöpferisch dankbarer Seele sind wir noch nicht an den Nil und in die Wüste, in die Museen und Moscheen Kairo's, nach Bagdad und Jerusalem gefolgt. Holzschnitte und Farbendrucke nach Originalen von Götz und zahlreiche Photographien machen aus dem Buche, dessen Ton anspruchslos aber von der Lust am Sehen durchwärmt ist, zwar kein Prachtwerk, was es offenbar nicht sein will, wohl aber ein prächtiges Werk, das Auge und Herz erfreut. Die Reise führt nach Ägypten, Palästina, Damaskus und Bagdad, dann noch einmal nach Alexandrien. Es ist sehr anziehend, daß Götz's lebhaftes Interesse für arabische und koptische Kunst uns außer den altägyptischen Werken auch neu-ägyptische, besonders aus dem Bereich des Kunstgewerbes vor Augen führt.

Bei dieser Gelegenheit möchten wir auf die eben erschienene fünfte Auflage des Baedekerschen Ägyptens aufmerksam machen. Mit 36 Karten und Plänen, 55 Grundrissen und 58 Bignetten und einer Einleitung von 136 Seiten von Schweinfurth, Socin, Steindorff, Schreiber, Franz Pascha über Land, Volk, Geschichte, Hieroglyphenschrift, Glauben der Ägypter, Glaubenslehre des Islams, alexandrinische und arabische Kunst ist das nicht bloß ein Reise-, sondern auch ein Lesebuch von Wert und Nutzen für jeglichen Freund des Morgenlandes.

Schilderungen der Suaheli von Expeditionen von Wismanns, Dr. Bumillers, Graf von Götzens und anderer. Aus dem Munde von Suahelinedern gesammelt und überfetzt von Dr. C. Velten. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht, 1901

Ein vorzüglicher Gedanke, uns über Afrika nach so vielen guten und schlechten Reisebeschreibungen endlich einmal die Afrikaner selbst reden zu lassen. Der Verfasser hat lange unter den Suaheli gelebt, die als Karawanenführer und Träger den halben Erdteil durchzogen haben, kennt sie und ihre Sprache genau genug, daß er als Dolmetsch dienen kann, und verdient alles Lob für das ganz neue, fesselnde Buch, das er uns hier bietet. Kein europäischer Reisebildner möge mir es verargen, daß ich die Reiseerzählungen dieser einfachen Suaheli mit ihren dramatischen Dialogen, ihrem Mangel an Reflexionen, ihrer flächenhaften, gleichmäßigen Darstellung von Mensch und Tier, Schön und Häßlich, Gut und Böse viel interessanter finde als die gewürzten Gerichte, die er mir aufischt. Außerdem sind diese Erzählungen lehrreich durch ihre ethnographischen Einzelheiten und durch die Blicke, die sie uns in die Seele des Neger's gewähren. Eine kleine Monographie zur afrikanischen Völkerkunde sind die Mitteilungen über das Land und das Volk von Uzaramu von Mtoro bin Mwenyi Bakari. Die hübsche Beschreibung Selim bin Abakariz, des Dieners und Begleiters Dr. Bumillers auf einer Reise nach Zentralasien, die den Band beschließt, zeigt uns den naiven Negerreisenden im Übergang zum reflektierenden Europäismus; sie ist kaum weniger anziehend als die vorhergehenden. Diese Sammlung wird Glück machen und verdient es.

Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wih. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig